

DIE FACKEL

Nr. 288

11. OKTOBER 1909

XI. JAHR

Die weiße Kultur

oder:

Warum in die Ferne schweifen?

(Aus einer Berliner Zeitung)

Von Karl Kraus

»Die Tatsache, daß deutsche Mädchen unter dem Vorwande des Briefmarkensammelns mit Negern der deutschen Kolonien in einen keineswegs einwandfreien Briefwechsel traten, erregte hier — wie seinerzeit berichtet — sehr unliebsames Aufsehen. Nun veröffentlicht die Kolonialverwaltung unter der Überschrift 'Eine Mahnung an deutsche Eltern und Erzieher' folgende amtliche Kundgebung:

Vor kurzem sind durch die Presse Fälle bekannt geworden, in denen Neger unserer Kolonien versucht haben, einen Briefwechsel mit deutschen Mädchen anzubahnen. Die amtlicherseits veranlaßten Ermittlungen haben ergeben, daß die Anregung zu solchen Korrespondenzen nicht immer von seiten der Neger ausgegangen ist. Vielmehr ist in der Mehrzahl der Fälle festgestellt worden, daß sich außer Schülern, jüngeren Angestellten und Studenten auch Mädchen verschiedenen Alters an Eingeborene der Schutzgebiete gewandt und sie zum Briefwechsel aufgefordert haben. Während die männlichen Briefschreiber fast durchwegs den Zweck verfolgen, auf diesem Wege afrikanische Briefmarken, Kuriositäten usw. zu erhalten,

Für *Bankier*, 30 Jahre, mos., vorn. Ersch., mit üb. 100 Mille Verm. suche passende Partie. Off. nur mit Photographie.

Zahnarzt, Ende Dreißig, Isr., 6000 Mk. Eink., w. s. m. vermög. j. Dame z. verh. Vermittler erbeten.

Disponent, 27, mos., w. Bekantschaft j. Dame (unt. 23 J.) zw. Heirat. Eink. 7—8000, welches durch Eintr. in d. Firma auf 10.000 erhöht werden kann.

Suche f. m. Neffen, appr. *Apotheker*, ev., liberal denkend, Mitte 30, ca. 5000 Eink., pass. Lebensgefährtin mit Verm. Eltern auch Vormünder werd. u. genaue Mitteil. d. Verh. geb. Diskr. selbstverst.

Fabriksbesitzer, Ende 40er, gesund, von großer Figur, sucht auf diesem Wege das Glück der Zukunft. Damen mit mindestens 100 Mille, welche Sinn für Häuslichkeit haben, wollen gefälligst ...

Einheirat wünscht langjähr. *Reisender*, mos. vermögend, in lukratives Unternehmen. Bedingung hübsche ansehnl. Dame. Anonym. ausgeschl.

scheint bei den jungen Mädchen vielfach die Freude an der Romantik eines Briefwechsels mit einem Neger, möglichst mit einem 'schwarzen Prinzen', der Beweggrund zu sein. Bedauerlicherweise ist aus dem Inhalt der von den Schwarzen — meist Jungen von 17 bis 20 Jahren — harmlos vorgelegten Briefe zu ersehen, daß einige der Brieffschreiberinnen bei Abfassung der Briefe in bedenklicher Weise das Bewußtsein der eigenen Stellung verloren haben. Die Übersendung der Photographien der Brieffschreiberinnen ist nichts Außergewöhnliches. Jedenfalls haben die Spenderinnen dabei nicht bedacht, daß ihre Photographien von den Negern in ihren Wohnungen neben allerlei anderen Bildern aufgehängt worden, und daß es auf den weißen Beschauer einen befremdenden Eindruck macht, wenn er die Photographie eines offenbar den besseren Ständen angehörenden deutschen Mädchens im traulichen Verein mit dem Bild einer 'schwarzen Schönheit' unbekannter Herkunft findet. Es darf daher nicht wundernehmen, wenn es bei der farbigen männlichen Jugend einiger Schutzgebiete nachgerade zum guten Ton gehört, eine 'Freundin' in Deutschland zu haben. Die Schuld an dieser bedauerlichen Tatsache dürfte in erster Linie das heimische deutsche Publikum treffen, die Eltern und Erzieher der Mädchen, die aus Unkenntnis der Verhältnisse der Unsitte des Korrespondierens mit Negern in der geschilderten Weise nicht steuern, oder die ihrer Erziehung anvertrauten Mädchen in dieser Hinsicht nicht genügend überwachen. Im Interesse aller Beteiligten erscheint es dringend geboten, auf Abstellung des nicht immer harmlosen Unfugs hinzuwirken. Ein Nachlassen des gedachten Briefwechsels wird indes nur dann zu erwarten sein, wenn alle dazu Berufe-

— — — — —
Rechtsanwalt, Dokortit., stattl. Ersch., w. zw. Heirat jüd. Dame, 100.000 M. Photographie.

— — — — —
Für nah. Verw., *Prokurist*, gr. eleg. Ersch., suche passende Frau bis 28, v. Herz u. Gemüt u. gleich guter Ersch. Erw. Mitg. Ca 50 — 75 Mille. Nur ernstgem. Zuschr. m. Photographie erwünscht. Einheirat nicht ausgeschlossen.

— — — — —
Mit einer hübschen u. klugen Frau möchte ich meinen besten Freund, 39 Jahre alt, *freidenk. Jude*, kleiner Figur, weltgereist, verheiratet sehen.

— — — — —
Kaufmann, 28 Jahre, groß, gegenwärtiger Jahresgehalt über 2000 Mk., wünscht Heirat mit vermög., wirtsch., liebenswü. Dame aus christl. Fam. Angebote möglichst mit Phot.

— — — — —
Geb. *Kfm.*, 26 J., r. Lbserf., Verm. 15 Mille, w. Bek. frdsprl. geb. wirtschl. tcht. Dame m. entspr. Mitgift.

— — — — —
Ernstgemeint. Jg. Mann, 30 J., mos., wünscht in ein Möbel— oder Teppichgesch. einzuh. oder etablieren.

— — — — —
Rittergutspächt., jg., stattl, Ersch., w. Neigungsehe m. Einf. erz. h. jg. Dame, d. Gem. u. Herzbld. bes., Relig. gl., Verm. erw.

— — — — —
Sonniges Heim durch Ehe sucht *Kaufm.*, isr. Angem. Mtgft. Bedingung.

— — — — —
Einheirat i. f. Herren—Moden—Maßgeschäft wünscht erstklassiger Zuschneider und Verkäufer f. Herren—Garderobe, mos., 1.67 groß und kerngesund.

— — — — —
Suche als Lebensgefährtin Frl. aus bess. Fam., makellos, gesund, 35 bis

nen den jungen Mädchen in der Heimat immer wieder zum Bewußtsein bringen, wieviel sie sich durch einen solchen Briefwechsel mit den Eingeborenen der Kolonien vergeben und wie sehr sie durch ihn der Kolonialverwaltung die Aufgabe der Erziehung der Eingeborenen erschweren.«

50 Mille. Bin *Großkaufmann* ' 41 J. Jugendfrisch, freid. Israel., nicht unvermögend. Nur streng reelle Offerten mit Photographie.

Neigungsheirat wünscht *Diplomingenieur*, 1.80 groß, mit evangelischer, vermögender (nicht unter 25.000 Mk.) jungen Dame.

Mittlerer Beamter in östl. Provinzhauptstadt, 45 Jahre alt, 1.68 m, wünscht mit geb. Dame in Verbindung zu treten. Offerten möglichst mit Phot.

Kaufm., 29 Jahre alt, isr., v. kl. Figur, sucht Einheirat in ein Konfektions- oder Schuhgeschäft. Betreffendes Mädchen nicht über 20, mit Herzensbildung bevorzugt.

In feinst. isr. Familien best. eingef. hochachtbarer Vermittler empfiehlt seine Dienste unter strengster Discretion.



Briefe Ferdinand Kürnbergern

Am 14. Oktober jährt sich zum dreißigsten Male Tag, an dem einer der seltenen Männer in diesem jetzt von Schwätzern zu einem »neuen Österreich« hinaufgeschwätzten Trösterreich gestorben ist. Die Briefe, die hier nebst einer Quittung zum erstenmal veröffentlicht werden, sind zum Teil in Kürnbergers letztem Lebensjahre entstanden und an die Frau seines Freundes, des Reichsratsabgeordneten Dr. J. Kopp, gerichtet. Kürnberger, den Krankheit von einer Reise abhielt, sollte bald danach auf einer Reise sterben. Er erkrankte in München, wurde im Hause Kaulbachs gepflegt und später ins Spital überführt. Sein Grab ist in Mödling. Die Zeitungsmacher hatten, wie man auch aus diesen Dokumenten ersieht, nicht viel dazu beigetragen, seine letzten Jahre behaglicher zu gestalten. Er hat mit seinem Lebenswerk nicht annähernd so viel verdient, wie Herr Victor Leon mit seiner Idee, einen Operntentenor die Worte »Njegus, Geliebter, komm her!« sprechen zu lassen.

Verehrte Frau!

Verschmähen Sie es nicht, beifolgendes Büchlein auf ihren Weihnachtstisch zu legen. Ich bitte aber wohl nachzuzählen, ob es tausend Gedanken sind; vielleicht könnte der Dienstmann unterwegs einige verloren haben ¹.

Jedenfalls hat das Kindlein, dessen Geburt wir jetzt feiern, zu mehr als tausend guten Gedanken Veranlassung gegeben. Einen der hübschesten hörte ich neulich erzählen:

An einem Wirtstische schimpfte man über die Jesuiten. Am Nachbartische wurde man stutzig und einer rief herüber: »Wir müssen bitten, ihren Reden Einhalt zu tun. Sie beleidigen uns!« — »Wieso?« — »Wir sind selbst von der Gesellschaft Jesu.« »Von welcher Gesellschaft? — Von der Gesellschaft seiner Geburt? Das waren Esel und Ochs. Von der Gesellschaft seines Todes? Das waren zwei Verbrecher.«

Gar nicht zu verachten, wie?! Soll auch dem Herrn Reichsratsabgeordneten Dr. Kopp zur Gelegenheit einer der nächsten Jesuitenreden bestens empfohlen sein!

Bis dahin empfehle ich mich selbst und wünsche ihnen und ihrem ganzen hochpreislichen Hause fröhliche Weihnachten. Die meinen pflege ich immer auswärts zuzubringen. Vor meiner Abreise meinen besten Gruß auf baldiges Wiedersehen!

Hochachtungsvoll
Ferdinand Kürnberger.

Wien, Donnerstag morgens, 23. Dezember 1875.

*

Gratz.

Quittung.

Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen, bei Iwan dem Schrecklichen, beim dreibeinigen Holz und gedrehten Hanf, bei Allem, was mir heilig ist; ich schwöre beim Dualismus, beim Militärbudget, beim Defizit, bei Bosnien und Herzegowina, bei Novibazar und Salonichi; bei allem, was uns teuer ist, daß ich von Doktor Joseph Kopp, katholisch, verheiratet, geimpft, unbescholten, an einem unvergeßlich schönen Tage, da man schrieb Sancta Scholastica den zehnten Februar und der liebe Mond in der ersten Hälfte des abnehmenden Viertels stand (eppes ain Achtel!) und nach der Geburt unseres Herrn und Erlösers zählte: 1879 — daß ich an diesem Tage und in diesem Jahr von vorbemeldeter Respektsperson und im Auftrage des sehr fähigen und zahlungsfähigen Herrn Heinrich Reschauer's ² einen unverpesteten Brief aus dem Norden mit der Provenienz von hundert Gulden österreichischer am längsten = Währung empfangen und vollkommen sanitätsmäßig befunden habe.

Zur Urkund dessen meine eigenhändige Tinte. Am Fastnachts—Mittwoch, eine Woche vor Aschermittwoch, d. i. 19. Febr. 1879.

Ferdinand Kürnberger.

*

1 Bezieht sich wahrscheinlich auf Berthold Auerbachs »Tausend Gedanken eines Kollaborateurs«, ein Werk, das man »eine langweilige Krümchensammlung« nannte. [KK]

2 Herausgeber der 'Deutschen Zeitung'. [KK]

Gratz, 22. Mai 1879

Gnädige Frau!

Meinen umgehenden Dank für die Übersendung der Freikarten. Wer bedauert mehr als ich, daß ich sie nicht abwarten konnte?! Ich meldete sie am Donnerstag an und glaubte, Reschauer würde sie am Sonntag abend, wo wir uns gemeinsam bei Ihnen treffen, mitbringen. Durch irgend ein Mißverständnis war es aber noch nicht geschehen. Das Mißverständnis wurde besprochen und aufgeklärt und nun würde ich sie morgen abends haben, sagte Reschauer, nämlich Montag abends. Ich hatte sie aber weder am Montag abends, noch am Dienstag abends, noch am Mittwoch mittags. Was Wunder, daß ich am Mittwoch mittags abreiste? ... Das mündliche Adieu bei Ihnen versäumte ich wegen meiner heftigen Heiserkeit.

Frau Dr. J. kann mir's bezeugen, bei der ich die letzte Stunde zubrachte. Die Kosten der Unterhaltung trug sie; ich warf manchmal ein heiseres Wort dazwischen, denn ich war keines Lautes mächtig. Bei ihnen wär's umgekehrt gewesen. Sie hätten meinen Entschluß mit Lebhaftigkeit bestritten; ich hätte ihn standhaft festgehalten, lebhaft verteidigt, kurz ich hätte sprechen müssen. Und von wem sprechen? Von R.! Von dem ich soeben gesprochen und wahrlich stark genug. Sollte ich nach 48 Stunden das alles wiederholen? Ist es meine Rolle, den Kopps mit meinem Verdruß über R. beständig in den Ohren zu liegen? Er ist nun einmal Hausfreund. Er ist sogar mehr als ich, er ist auf Du und Du. Und sage ich denn etwas Neues? Weiß das der Doktor nicht alles selbst, nur daß er's leider nicht ändern kann? Und ist es freundlich, immer von Neuem an Übel zu erinnern, die man zu seiner Ruhe vergessen, die man des lieben Frieden wegen am liebsten totsichweigen möchte? Es hat mich schon peinlich genug berührt, wie ich am Montag sprechen mußte, und wie man zu einem Freunde von einem Freunde nicht spricht. Mein Feingefühl hätte sich's am liebsten erspart und ich tat's nur, weil ich ja nicht als Ankläger, sondern bloß zu meiner Selbstverteidigung sprach; ich hatte gefühlt, daß ich den Sonntagabend in einer Verstimmung bei ihnen zugebracht, die ich nachträglich erklären mußte. Zwei Tage später dieselbe Variation dieses Themas mit kreischender und distonierender Heiserkeit durchzuspielen, wäre mir moralisch unmöglich gewesen. Meine Abreise, mein Verzicht auf die Freikarten, das alles war jetzt meine Sache allein und es gab keine Pflicht, kein Recht mehr, die Kopps mit meinen Diatriben gegen Reschauer zu behelligen. Es würde mich aufrichtig schmerzen, wenn sich der Doktor gekränkte fühlte, denn das Gegenteil ist mein Gefühl: ich glaube ihn nicht gekränkt, sondern geschont und verschont zu haben. Was sollte ein widerwärtiges Hin— und Herreden um mein Reisen oder Nichtreisen? Wie hätte ich ihnen von Neuem mit diesem Thema ins Haus fallen mögen? Nimmermehr! Es ging mich allein an, ein Federzug genügte, und ohne den Mund zu öffnen, schied ich still und verzichtend aus meiner Vaterstadt oder Stiefvaterstadt! Leben Sie recht wohl.

Mit treuem Gruße

Ferd. Kürnberger

*

Gratz, Sonntag den 25. Mai 1879

Verehrteste Frau!

Ich habe das Reschauer—Du nicht etwa im Sinne einer eifersüchtigen Nebenbuhlerschaft betont, sondern — was ich nicht oft genug wiederholen kann — bloß zum Gebrauch meiner Rechtfertigung. Ich wollte nicht zweimal nacheinander einem Freunde rekrimierend von einem Freunde sprechen, mit dem er Du und Du ist: das war der Sinn meiner Worte. Doktor Kopp's Freundschaft — mit oder ohne Du — weiß ich am Maße meiner eigenen zu beurteilen; es ehrt mich, zu wissen und zu fühlen, was ihre Bedeutung und was ihr Charakter ist, und ich bin zufrieden damit. Das Du könnte kein höherer Ausdruck dafür sein, denn in den seltensten Fällen drückt das Du die reine Freundschaft allein aus; meistens kommt es angefliegen aus Ursache irgend einer äußeren Beziehung, einer kollegialen Ähnlichkeit oder Gemeinsamkeit, welche mit einer Art von Tropus das gleichartig Äußere für das innere setzt und demgemäß ausdrückt. Wenn alle Offiziere oder Reichsräte, welche auf Du sind, Freunde wären! Das Ausdrucksmittel ist daher für die wirkliche Freundschaft technisch unvollkommen und psychisch überflüssig.

Ein Schritt, wie meine Mittwochs—Abreise, setzt sich aus gar manchen Feinheiten zusammen, aus denen das Lebensgewebe überhaupt besteht, während nach außen hin gewöhnlich nur ein Faden gesehen wird — grob von Gespinnst und grell in der Farbe. So sah es nach außen hin aus: Ich ging von Kopp's ohne Adieu fort. Aber wer sagte, daß es überhaupt eines Adieus bedurfte? Daß ich nicht in wenigen Tagen vielleicht wieder kam? Diese wenigen Tage aber machten in meiner Hotelrechnung schon mehr, als es ausmacht, von Gratz nach Wien auf meine Kosten wieder zurückzufahren.

Zwar das wußte ich, daß ich auf die Freikarten nicht mehr tagelang, sondern höchstens stundenlang würde warten müssen, mit dieser Ritardation traf aber gleichzeitig die längere des Katarrhs zusammen. Er trat so heftig auf, die Wärmewallungen des katarthalsischen Fiebers, das sich in ähnlichen Fällen nur abends einstellte, griffen mich so ernstlich auch am Tage an, daß beides zusammen ausschlaggebend wurde. Fort! Wohlfeiler ist meine Rückfahrt nach Wien, als das Abwarten in Wien. Das war das erste, nächste, einzige Motiv und drüber hinaus blieb jede Frage noch offen. Als ich abfuhr, brauchte ich Berlin noch nicht definitiv aufgegeben zu haben; ich hatte daher auch kein förmliches Adieu versäumt, wenn ich ja doch innerhalb einer Woche zurückkam. In meiner Fantasie bleibt Gratz immer eine Vorstadt von Wien und inzwischen sah ich zu Hause doch nach, was angekommen sei, ob dringende Einläufe zu erledigen, — kurz, es war ein Sprung!

Ein kleiner Seitensprung vom vorgezeichneten Weg, aber noch nicht ein beschlossenes Aufgeben des Weges. So machte ich mit der Rothenthurmstraße diesmal nicht mehr Umstände, indem ich nach Gratz ging, als sonst, wenn ich in meine alte Wollzeile ging. Es war kein Gegenstand, wie man sagt! Ich konnte aus meiner, nur 6 Stunden entfernten Vorstadt, demnächst wieder bei Ihnen sein. Berlin war nicht aufgegeben, aber ein Abschied bei Ihnen hätte mich alle Worte gekostet, womit man für Provisorien so gut

sprechen muß, wie für Definitiva — die Ausgleichs—Politiker wissen es! — und ach, ich konnte überhaupt nicht sprechen ...

Ich wartete meinen Katarrh in Gratz ab und ich demonstrierte gegen R., damit er doch einmal einen Ernst sieht und inne wird, daß man eine Geduld zu verlieren hat. Das war alles. Im Übrigen konnte ich aus meiner Beethovenstraße so bald wieder zurück sein, wie aus meiner Wollzeile. Daraufhin braucht man nicht eben Abschied zu nehmen und sich Adieu zu sagen.

Erst im Lauf dieser Tage führt mich eine reife Überlegung der Umstände nun doch zu dem Fazit, daß ich auf meinen Berliner Besuch für diesmal verzichten soll.

Ich wollte bekanntlich eine Vorlesung in Berlin halten und dafür ist die Saison jetzt vorbei. Auch die politische Stimmung scheint mir ungünstig. Deutschland vollzieht soeben einen der größten Systemwechsel, den Übergang vom Freihandel zum Schutzzoll und alle Geister sind jetzt in volkswirtschaftliche Ideenkreise gebannt. Meine Ideen »Über das antik und modern Tragische« kämen dahergesaust— wie Meteorsteine von einem andern Planeten. Und doch möchte das hingehen. Sie können sagen, Berlin versinkt mir ja nicht; es bleibt nur für die Vorlesung und für einen zweiten Besuch noch immer stehen, mein diesmaliger erster widme sich den Lipperheide's allein. Sie haben recht, wenn Sie es sagen, ich sagte mirs selbst im Hin— und Her—, Auf— und Ab— Überlegen. Nun kommt aber mein Katarrh in Betracht. Zwar alle Hauptsymptome sind rasch verschwunden, aber noch immer habe ich eine rauhe Stimme und die rekonvalesziert erfahrungsmäßig schon langsamer. Man reist jetzt bei offenen Wagenfenstern. Ich werde also diese Stimme und diese Kehle von Gratz bis Berlin dem Rauch der Eisenbahn auszusetzen haben. Ist das rätlich?

Ferner: Sie wissen, daß die Norddeutschen einer Geselligkeit nur ganz froh werden können, bei vielem Trinken. Darin sind sie Berserker und Riesen. Mit meinem Trinken müßte ich Berlinern schon in gesunden Tagen den Eindruck eines Todkranken machen; wie ich aber auf mindestens 14 Tage Wein, Bier und Tabaksrauch noch heiklicher fliehen müßte, so würden sie gar glauben, ich sterbe ihnen unter den Händen. Und ich hätte mich außer den Lipperheide's doch noch vielen Berliner Freunden und ihren Tischgesellschaften zu widmen. Mein ganzer Berliner Aufenthalt wäre fast nichts als ein ewiges zimperliches Protestieren gegen die Berliner Gewohnheiten und die Derbheit ihrer Genüsse. Damit erfreut man die Menschen nun doch auch wieder nicht. Warte ich aber noch weitere 14, ja nur 8 Tage ab, so packen die Lipperheide's ihren Koffer und gehen selbst wieder fort, denn die Saison steht just auf ihrer äußersten Schneide. Wenige Tage entscheiden und entschieden den Verlust des Ganzen. Ich hoffe, das alles approbieren Sie bei ruhigem Blut ...

Zum Schlusse noch eins. Die kleine Pfingstreise nach Wildon und Steinhof wird ihnen hoffentlich nicht auch so vereitelt, wie mir die große Berliner Reise. Gratz ist eine Station von 25 Minuten Aufenthalt und dabei möchte ich Sie persönlich begrüßen. Ich bitte um genaueste Nachricht, mit welchem Zuge Sie anzukommen gedenken. Ich höre, Heilsberg rät ihnen übrigens, statt in Wildon in Gratz zu übernachten und da schwingen Sie sich wohl gar zu ei-

nem Besuch bei mir auf, denn die Pferdebahn geht vom Bahnhof an meine Straßenecke (Station Beethoverstraße) und fast ganz vor mein Haus. Aber ob 25 Minuten, ob eine ganze Nacht, ich erlaube mir in beiden Fällen zu bitten, mir einige Ex. der Deutschen Zeitung mitzubringen. Meine vier Jänner—Feuilletons habe ich mir im Grätzer Zeitungsverleiß bei Kienreich gekauft, teilweise sogar noch zehn Tage nach ihrem Erscheinen. Als ich mir aber den »häuslichen Narrenabend« bloß am vierten Tage kaufen wollte, fand ich die Nummern schon vergriffen und mein Pichler—Feuilleton vom Feiertag fand ich gar schon am zweiten Tag nicht mehr. Entweder schickt der Verleiß die unverkauften Exemplare nach einer neueren Praxis zu früh zurück, oder der Detailverkauf nimmt reißend zu, ohne daß die Leute gescheit genug wären, dem entsprechend sich auch eine stärkere Exemplarenanzahl kommen zu lassen ... Die Wiener Zeitungsaufgabe kommt mit dem Schnellzug mittags um halb eins an und geht in den Verkauf über. Die Sonntagsnummer kostet um 2 kr. mehr, weil sie Sonntagsnummer ist, dafür kann man sie aber erst Montag kaufen! K. hält Sonntagsfeier, obwohl es behördlich nicht mehr geboten ist, auch viele andere Läden halten offen, nur den seinigen schließt er, schließt ihn mit einer Ware, deren ganzer Wert der Tag, ja die Stunde ist, läßt die Sonntagsnummern 20 Stunden lang müßig unter Verschuß liegen und verkauft sie dann altgebacken um 2 kr. teurer!!

Ich bitte Sie also mir drei meiner Deutschen—Zeitung—Feuilletons mitzubringen und zwar: Häuslicher Narrenabend, Sonntag, den 9. Februar, ferner die zwei neuesten Pichler—Feuilletons vom Feiertag und dem heutigen Sonntag. Jedes in zwei Exemplaren.

Und da es immer gut ist, einen Geldbrief zu vermeiden, wo man sich persönlich berührt, so bitte ich den Doktor, auch das Honorar von 50 fl. zur persönlichen Übergabe an mich mitzubringen.

Jetzt weiß ich gar nichts mehr, als daß ich mich auf ihre Ankunft freue! Leben Sie recht wohl und teilen Sie meine Grüße zwischen Ihnen und dem Doktor, aber so, daß jedes statt der Hälfte das Doppelte bekommt.

Der ihrige
Ferd. Kürnberger

*

Gnädige Fraul

Ich bitte demnach an Lipperheides zu schreiben. Ich kann leider nicht *Ihnen* folgen, sondern nur dem Kürnberger. Wenn ich schreibe, so schreibe ich nicht, was Ihnen einfällt, sondern was dem Kürnberger einfällt, und wenn ich handle, so kann ich eben auch nur Kürnbergerisch handeln. Die Eisenbahn ist mir unter allen Umständen ein Attentat auf die Menschenwürde und daß der Mensch stundenlang keine andere Freiheit hat, als die der Augen, bleibt mir immer zu wenig. Nachts (wo ich nicht schlafen kann) auch noch auf diesen einzigen Sinn zu verzichten und gar nichts zu sein, als ein Paket Fleisch—Transport, ist nicht Kürnbergerisch. So hält denn auch mein Trinkbedenken, wenn nicht vor Ihnen, doch vor dem Kürnberger Stich, — kurz, ich könnte mich nur wiederholen und schweige daher, umso mehr als die gefaßten Entschlüsse und Willensmeinungen eines mündigen und zurech-

nungsfähigen Menschen überhaupt nicht diskutierbar sind, sondern nur ad notam genommen werden können.

Bitte demnach an Lipperheide zu schreiben. Ich habe mich gestern, gleichzeitig mit meinem Schreiben an Sie, für die Mitte Juni in Bregenz bei Robert Byr und Alfred Meißner angemeldet. — Ich werde Sie nicht im »Florian«, sondern am Bahnhof erwarten. Möge Landesausschuß und Politik nicht alle Gratzter Stunden konsumieren. Ich machte erst gestern wieder einen Spaziergang, — nur auf $\frac{3}{4}$ Stunden im Umkreis meines Hauses, kaum so weit, als Sie von ihrem Haus zu Fuß zum Schwender brauchten, und wie ich dabei in Bergen, Wäldern und Wiesen und unter den reizendsten Nah— und Fernsichten schwelgte, ließ ich mich im Geiste fortwährend von *Ihnen* begleiten. Da würden Sie fühlen, warum man nach Gratz geht, dachte ich mir. Es ist nicht einmal ein Nachmittags—, nur ein Abendspaziergang und ist mehr als Weidlingau und die Brühl! Und zwar ohne Wagen, ohne daß sich ein einziges mal ein Rad umzudrehen brauchte!

Beste Grüße auf freudenreiche mündliche Wiederholung in 48 Stunden!

Der Ihrige
Gratz, Mittwoch 28. Mai 1879 Ferd. Kürnberger

* * *

Gedichte

Von Else Lasker—Schüler

Siehst du mich —

Zwischen Erde und Himmel?
Nie ging einer über meinem Pfad

Aber dein Antlitz wärmt meine Welt
Von dir geht alles Blühen aus.

Wenn du mich ansiehst,
Wird mein Herz süß.

Ich liege unter deinem Lächeln
Und lerne Tag und Nacht bereiten

Dich hinzaubern und vergehen lassen,
Immer spiele ich das eine Spiel.

Und suche Gott

Ich habe immer vor dem Rauschen meines Herzens gelegen
Und nie den Morgen gesehen
Nie Gott gesucht.
Nun aber wandle ich um meines Kindes
Goldgedichtete Glieder

Und suche Gott.
 Ich bin müde vom Schlummer
 Weiß nur vom Antlitz der Nacht.
 Ich fürchte mich vor der Frühe
 Sie hat ein Gesicht
 Wie die Menschen, die fragen.
 Ich habe immer vor dem Rauschen
 Meines Herzens gelegen
 Nun aber taste ich um meines Kindes
 Gottgelichtete Glieder.

* * *

Aphorismen ¹

Von *Karl Kraus*

Der christlichen Ethik ist es gelungen, Hetären in Nonnen zu verwandeln. Leider ist es ihr aber auch gelungen, Philosophen in Wüstlinge zu verwandeln. Und gottseidank ist die erste Metamorphose nicht ganz so verlässlich.

*

Der Ausweg: Wenn die Menschen für die Erfindung eines Vehikels Ideale und Leben geopfert haben, nimm das Vehikel, um den Leichen zu entfliehen und den Idealen näher zu kommen!

*

Die Hysterie der Weiber gleicht dem Schimmel, der sich auf Dinge legt, die lange in feuchtem Raum eingesperrt waren: man ist leicht geneigt, ihn für Schnee zu halten.

*

Eine Moral, welche aus der Gelegenheit ein Geheimnis gemacht hat, hat auch aus dem Geheimnis eine Gelegenheit gemacht.

*

Die Moral sagte. Nicht herschauen! Damit war beiden Teilen geholfen.

*

Die Liebe des Geschlechts ist in der Theologie eine Sünde, in der Jurisprudenz ein unerlaubtes Verständnis, in der Medizin ein mechanischer Insult, und die Philosophie gibt sich mit so etwas überhaupt nicht ab.

*

Die Sprache ist die Mutter, nicht die Magd des Gedankens.

*

Von einem, der auf die Jungfräulichkeit seiner Angebeteten schwor, fand ich es nicht merkwürdig, daß er sich das einreden ließ, sondern daß er sich *das* einreden ließ.

*

Die Frauenseele =

$$\frac{x^2 + \sqrt{31 \cdot 4 - 20 + 4 \cdot 6} - (4 \times 2) + y^2 + 2xy}{(x + y)^2 - 3 \cdot 8 + 6 - 6 \cdot 2} - 0 \cdot 53 + 0 \cdot 47$$



¹ Aus dem

Glossen

Von *Karl Kraus*

Es ist erfreulich zu sehen, wie unbeirrbar — trotz einer »Chinesischen Mauer« — der Glaube des Publikums an die Mission der 'Fackel' sich zu meinem Schreibtisch Bahn bricht. Eine und dieselbe Post brachte mir: eine Beschwerdeschrift, unterzeichnet von mehreren Leuten, Lehrern, Beamten und sonstigen Standespersonen, über die Grobheit eines Försters, der dem Pintscher einer Dame in der Sommerfrische auf den Fuß trat, so daß die Dame aufschrie, worauf der Förster mit der Tötung des Hundes, der ihm überhaupt unsympathisch war, drohte, so daß die Dame in Ohnmacht fiel, so daß die Herren nicht wußten, was sie machen sollten, und den Beschluß faßten, es der 'Fackel' zu sagen. Ferner: die Zuschrift eines Bäckers, die mit den mir unvergeßlichen Worten beginnt: »Entschuldigen Sie meine Freiheit! Ich habe soeben in Erfahrung gebracht, daß Sie unerschrocken jede Wahrheit, welche das Publikum interessiert, vor die Öffentlichkeit bringen und erlaube mir ... «, und die mit dem lockenden Versprechen schließt, daß »sehr viele Sachen ans Tageslicht kommen« werden. Dann: die Mahnung eines Ungeduldigen, es sei schon höchste Zeit, daß sich die 'Fackel' für den Kampf um den Direktorsposten bei der Kreditanstalt interessiere. Endlich: die Klage eines Luftschiffers: »Obwohl ich seit Erscheinen der 'Fackel' so ziemlich deren sämtliche Nummern gelesen und was noch mehr ist, gekauft habe, bin ich doch bisher nicht in der Lage, mir ein Urteil über ihr aviatisches Glaubensbekenntnis zu bilden« ... Nun, wenn ich die Erwartungen der Leser auch nicht immer zu erfüllen imstande bin, so werde ich doch stets bereit sein, die Distanz, in der ich zurückbleibe, zu bekennen.

* * *

Nun haben wir von einem amerikanischen Philanthropen das Modell jenes großen fossilen Reptils erhalten, das unter dem Namen Diplodocus Carnegiei bekannt ist. Spät, aber doch. Eine Anzüglichkeit ist darin nicht zu erblicken; denn London, Paris und Berlin haben längst ein solches Modell. Der Diplodocus bezieht sich also nicht auf unsere Rückständigkeit, vielmehr bezieht sich unsere Rückständigkeit auf den Diplodocus. Jedenfalls ist es erfreulich, wenn man ausging, ein Luftschiff zu suchen, und einen Diplodocus findet. Carnegie wußte, wo uns der Schuh gedrückt hat; »sein Herz«, sagte der Überbringer des Diplodocus einem Interviewer, »ist stets den Bedürftigen zugewendet«. Er wird mit Bettelbriefen aus allen Teilen der Welt überschwemmt.

* * *

Die »Findigkeit der Post« ist eine angeborne Eigenschaft. Ich habe lange nicht an sie glauben wollen. Denn daß die Post eine populäre Persönlichkeit findet, wenn ein scherzhafter Zeichner statt der Adresse das Konterfei auf eine Postkarte gesetzt hat, ist nicht weiter erstaunlich. Die Post dieses malerischen Landes verweilt gern bei einem Bildel und läßt sich's eben auch ein wenig Kopfzerbrechen kosten, wenn nur am andern Tag im 'Extrablatt' der Ruhm unter die populäre Persönlichkeit, den scherzhaften Zeichner und die findige Post verteilt wird. Kürzlich aber bekam ich einen Expresßbrief aus Stuttgart, und dieser Fall war es, der mich wirklich an die Findigkeit der Post

glauben lehrte. Wäre das Kuvert einfach mit meinem Namen und der Adresse, »Wien« versehen gewesen, traun, die Post hätte nicht lange gefackelt und wie in zahllosen anderen Fällen auf mich geraten. Die Sache war aber nicht so einfach, sie war vielmehr außerordentlich kompliziert, und dennoch gelang es der Post, mir den Brief zuzustellen. Er war von Stuttgart am 2. Oktober abends abgeschickt worden und ich hatte ihn am 3. Oktober, Sonntag, um 8 Uhr abends erwartet. Statt dessen bekam ich ihn aber erst am Montag nachmittags. Dieser Eilbrief war achtundvierzig Stunden von Stuttgart nach Wien gegangen. Ein einfacher Brief wäre rascher zugestellt worden. Aber ein einfacher hätte eben nicht die Sorgfalt der Behandlung verdient, die dem Expreßbrief zuteil wurde. Er war nämlich statt »Wien, I. Elisabethstraße« »Wien, IV. Elisabethstraße« adressiert worden. Die Post ließ sich das nicht zweimal sagen. Sie war so gewissenhaft, den Eilbrief nicht in die Elisabethstraße, sondern in den IV. Bezirk zu dirigieren. Dort rannte der Eilbriefträger auf und ab und suchte die Elisabethstraße. Der Adressat war bekannt, aber von der Straße wußte man im ganzen Bezirk nichts. Aufruf erfolglos. Schon wollte der Briefträger den Vermerk hinsetzen: Straße unbekanntes Aufenthalts oder verreist oder gestorben. Da kam ihm der rettende Gedanke, den Brief in meiner früheren Wohnung, die ja im gleichen Bezirk liegt — was eben auch den Irrtum des Absenders erklärt — zu hinterlegen. Dort erfuhr er, daß ich nach dem I. Bezirk, Elisabethstraße übersiedelt sei, und richtig, am 4. Oktober nachmittags traf der Brief bei nur ein. Der Post ist kein Vorwurf zu machen. Sie hatte kein Mittel unerschöpft gelassen, die Elisabethstraße im IV. Bezirk zu eruieren. Eine solche war unauffindbar, und so mußte sich die Post wohl oder übel an den Adressaten halten. Ein Eilbrief ist ein gut Ding, das Weile braucht, und die Findigkeit der Post ist ein Dogma, an das fortan auch ich glaube. Man kann ihr Hindernisse in den Weg legen, so viele man will, sie findet doch zum Ziel. Und wenn man ihr die Bestellung eines Expreßbriefes zumutet, auf dem die ganz korrekte Ortsangabe: Wien bei Linz stünde, sie würde zuerst bei Linz suchen und dann doch schnurgerade den Weg nach Wien gehen. Auch wenn niemand in der Nähe ist, der ihr durch Zurufe: Feuer, Feuer! vorwärts hilft. Diesmal habe ich, während der Eilbote den vierten Bezirk nach der Elisabethstraße absuchte, viel Geld an Telegramme verschwendet, die durch das Ausbleiben des Eilbriefes notwendig wurden. Der Staat, der Filou, ersetzt es mir nicht. Ich habe eine lange Geduld. Aber das sage ich: wenn mir nicht die Postbüchel am Neujahrstag pünktlich zugestellt werden, schlage ich Lärm!

* * *

Die fürchterlichste Tortur, die die Presse bereit hat, ist die Mechanik des Nachdrucks. Ein geheimnisvolles Schneeballsystem ermöglicht heute eine Verbreitung der Dummheit, die früher auch nicht einmal geahnt worden wäre. Schreibt ein kleiner Wiener Schmock über die ziemlich gleichgültige Tatsache der Schließung eines Kaffeehauses, das zufällig auf derselben Stelle stand, auf der einst das sogenannte »Literaturcafé« gestanden war. Die Beziehung des Kaffeegenusses zur literarischen Produktion, seit jeher überschätzt, hat längst ihre Humorhaftigkeit eingebüßt, sie besteht seit dem Ende jenes Café Griensteidl ¹ überhaupt nicht mehr, und das Schicksal der drei lyrischen Kommiss, die nunmehr wirklich aus dem Café Reil auswandern müssen, bewegt keinen Menschen auf dem weiten Erdenrund. Aber Zeilenhonorar läßt sich

1 s. "Die demolierte Literatur" von Karl Kraus auf dieser Homepage sowie Heft 285 # 06 »Glossen«

daraus schlagen. Man zitiert wieder einmal die Stirnlocke des Herrn Bahr, die längst nicht nur ihre Berechtigung, sondern auch ihre Aktualität verloren hat — der Mann liebt jetzt eine Melange aus Andreas Hofer und Wotan —, und läßt um seinen Tisch sich »die jungen Talente scharen, die ein für allemal die Vergangenheit über Bord geworfen hatten«. »Da saßen Artur Schnitzler, Richard ...«, dann kommen die Probleme des Lebens, die dort »gelöst« wurden, der bekannte Absynth, von dem noch nie ein Glas in einem Wiener Kaffeehaus ausgeschenkt wurde, und schließlich die »nachdrängende junge Generation«. Zuletzt — o tempora — saßen hier: »Paul Wertheimer, Raoul ...« und nicht etwa, »um eine Tasse Kaffee zu trinken, sondern um über Literatur zu reden«. Nun, das ist zum Kotzen, wenn man's nur einmal liest. Was geschieht aber? Das Unglück will, daß der Schmock ausnahmsweise so ehrlich war, meine »Demolierte Literatur« — hätte ich sie nie geschrieben! — zu nennen. Lieber bestohlen werden! Denn ein ebenso gewissenhaftes Büro schickt mir seit drei Wochen täglich Ausschnitte aus sämtlichen deutschen und österreichischen Blättern sämtlicher Haupt— und Provinzstädte. Und nun sieht mein Blick zum hundertsten Mal die Stelle, auf der Paul Wertheimer saß, und ich male mir aus, wie die Kunde allmählich über ganz Deutschland und Österreich kriecht: in Dresden, Düsseldorf, Bremen, Nürnberg, Breslau, Hannover, Frankfurt und Bromberg, in Pilsen, Gablonz und Morchenstern, überall wissen sie es bereits: »das Ende eines Literaturcafés« ist gekommen, und er saß darin, und natürlich nicht, um eine Tasse Kaffee zu trinken, sondern ... Das Ausschnittbüro arbeitet unermüdlich, die Post kann kaum nachkommen und in jeder Stunde keuchen die Boten und bringen mir neue Beweise von der Unersättlichkeit des deutschen Literaturinteresses. Und ich ewiger Querulant habe mich durch all die Zeit beklagt, daß nichts von dem, was hierzulande geschaffen wird, über die Grenze dringe!

* * *

Ein Zirkular, das zufällig in meine Hände kam, gibt über deutsche Literaturverhältnisse prägnante Auskunft:

Der ergebenst gefertigte Verleger und Herausgeber der Zeitschrift ... hat in Erfahrung gebracht, daß am morgigen Sonnabend in L. unter dem Namen ... eine »Wochenschrift« auf dem Plan erscheinen wird, die in erster Linie *einem Zwecke* dienen soll, nämlich: den Unterzeichneten »moralisch zu vernichten«.

Damit nun diesem Blatte und allen, die von ihm hören, von vornherein einigermaßen der Beweis erbracht werde, daß wir seinen Ursprung leidlich genau kennen, sei von ihm folgendes verkündet: Chefredakteur des ... ist Herr K. P., genannt W. Das ist aber derselbe W., der

erstens: von uns wegen verschiedener Geldunterschlagungen und Betrügereien neulich der Staatsanwaltschaft angezeigt werden mußte; der

zweitens: als Redakteur aus unserem Betriebe nicht bloß deswegen ausscheiden mußte, weil er uns immerfort beschwindelte, sondern weil er außerdem an einer ekelhaften Krankheit (nämlich der »Krätze«) erkrankt war, so daß es niemand in seiner Nähe aushalten konnte, bzw. wollte; und der

drittens: als Chefredakteur des neulich ins Untersuchungsgefängnis eingelieferten G. m. b. H. Dr. L. & Co. aller Welt den Beweis erbrachte, daß er für Geld zu jedem Bluff zu haben ist.

Verleger des ... ist Herr W. K., früher »Chef« einer Firma in der ...straße Nr. ..., jetzt, nachdem Herr K. selber fallierte, Prokurist der gleichen Firma, über deren Wert jede Auskunft eine nähere Angabe macht. Herr K. saß bereits im Frühjahr 1909 wegen Wechselgeschichten in Untersuchungshaft. Er ist ein Freund von H. R., der erst neulich in Berlin hinter schwedischen Gardinen saß.

Kapital—Schieber des ... ist — über die Brücke des H. R. hinweg — der ehemalige Verlagsbuchhändler J., von dem ich unter Beweis stellen kann

erstens: daß er dreimal mit Gefängnis und auch mit fünf Jahren Ehrenrechtsverlust vorbestraft ist; daß er

zweitens: von verschiedenen Seiten verdächtigt wird, Meineide geschworen und zu solchen Schwüren dritte angestiftet zu haben; und daß er sich

drittens: trotzdem öffentlich wiederholt seines allerintimsten Verkehrs mit dem Staatsanwalt Herrn Dr. M. rühmte, demselben Herrn Staatsanwalt, der *mich neulich im Zusammenhang mit der F.'schen Mordsache in Untersuchungshaft nahm.*

Das besagt alles und dürfte jeden anständigen Menschen dazu bestimmen, mir in diesem neuesten Kampfe mit mehr oder minder sauberen Feinden die alte Treue zu bewahren.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Dr. Jur. A. P.

Verleger und Herausgeber des '*Deutschen Kampfes*'

* * *

In 'Az ujsag' (Budapest, 26., September) ist ein Aufsatz von Franz Herzog über den Roman »Drut« von Bahr Hermann erschienen, der die Affäre Hervay behandelt. Ein Leser übersendet mir die Übersetzung des folgenden Passus:

Der Verfasser beendet an dieser Stelle seinen Roman, die Wirklichkeit spannt aber den ihren weiter. Der Wiener Karl Kraus kommentierte seinerzeit mit einer in Feuer und Galle getauchten Feder die scheußliche Gerichtsverhandlung, in der die gelehrten kaiserlichen Richter mit verzweifelter Anstrengung der gequälten Frau auf den Kopf beweisen wollten, daß sie eine 'Vergangenheit' habe. Die steirischen Puritaner warfen ihr vor, daß sie ein Badezimmer besessen hätte; die in Jägerwäsche gekleidete Mürzschlager Tugend aber entrüstete sich über die Seidenjupons der Frau v. Hervay. Schließlich mußte man sie doch freilassen. In der ganzen Hetze spielte die Staatsgewalt und die Gesellschaft wirklich eine schändliche Rolle. Der Staat benahm sich so grausam und tölpelhaft wie ein wild gewordener Stier. Er ermordete einen Menschen und beschmutzte das Leben einer Frau, um sich dann mit dem Bewußtsein der wohl erfüllten Pflicht zu trollen. Von dem Benehmen der Gesellschaft sprechen wir lieber nicht. So viel sei genug: Menschen, die häufige Gäste des Hauses Hervay waren, gerieten in einen heulenden Freudentaumel, als sie die 'schöne Baronin' inmitten von Bajonetten sahen. Zu bemerken ist, daß niemand von der Vernichtung der Hervays Nutzen hatte. Die Täter taten alles selbstlos, nur der aufregenden Hetze zu lieb. Unter dem Schlagwort der moralischen Reinheit wurde losgeschlagen; es war

aber weder Moral, noch Reinheit im Spiele, sondern sadistischer Schmutz.«

* * *

Dr. Sigwart Graf zu Eulenburg
Helene Gräfin zu Eulenburg
geb. Staegemann.
Vermählte.
Liebenberg Leipzig
den 21. September 1909.

Dazu bemerkt das 'Neue Wiener Journal':

Wir müssen gestehen, daß Fräulein Helene Staegemann ziemlich vorurteilslos und couragiert ist, wenn sie es riskiert, in die etwas anrühlich gewordene Familie des Liebenbergers hineinzuheiraten.

Künftige Kulturhistoriker werden den Jammer unserer Zeit vielleicht in die Formel fassen, daß auf hundert Federn kaum eine Hundspeitsche kam.

* * *

»Seit 13 Jahren zum Doktor der gesamten Heilkunde promoviert, sehe ich mich wieder vis—à—vis de rien« — so klagt mir einer. Ein Pumpbrief? Nein, der Schmerzensschrei eines Mannes, der den Ehrgeiz hat, mit den wissenschaftlichen Neuerungen Schritt zu halten, aber einsehen muß, daß jeder neue Tag seine Schulweisheit beschämt. Was ist denn nur wieder geschehen? Herr v. Bethmann—Hollweg war in Wien, und der Vertreter der 'Neuen Freien Presse' hat ihn im Hotel Imperial besucht. Auf dreimaliges Läuten ist dort pünktlich der »Schatten Bismarcks« erschienen. Nachdem dies geschehen war, sprach der neue Reichskanzler »von der großen Vervollkommnung der Presse«. Und mit vollem Recht. Denn der Vertreter der 'Neuen Freien Presse' hat eine wissenschaftliche Entdeckung gemacht, »Die *Netzhaut* der in einem sanften Bogen zugeschnittenen Augen«, schrieb er am nächsten Tag, »ist von der Anstrengung beim Lampenlicht bis tief in die Nacht hinein gerötet.« Einem unserer Mitarbeiter ist es also gelungen, die Netzhaut des Reichskanzlers ohne Augenspiegel zu untersuchen, und die Wissenschaft erfährt wieder einmal aus der Tagespresse, was sie zu wissen hat.

* * *

Fragmente aus einem Zeitungsbericht:

»Josef Pulitzer wanderte vor mehr als vierzig Jahren als siebzehnjähriger Jüngling aus Ungarn nach Amerika ein, und er war nicht nur mittellos, sondern — er erzählte dies sehr oft selbst — Analphabet. Nur den deutsch—jüdischen Jargon konnte er in hebräischen Lettern schreiben ... Er wurde Reporter bei der 'Westlichen Post' ... und war bald Chefredakteur und Teilhaber des deutschen Blattes. Später gründete er ein englisches Blatt in St. Louis, und bald darauf lenkte er die amerikanische Journalistik durch die Gründung des New—Yorker 'World' in neue Bahnen.«

* * *

Ein Schauspieler faßte den verzweifelten Entschluß, aus der Kritik zu lernen. Er hatte den Galomir in »Weh dem, der lügt« gespielt und mit dem unbestimmten Gefühl, daß sich manches noch besser machen ließe, den Morgen erwartet. Man brachte ihm zwei Zeitungen. Da las er: »Als Galomir, der lallende Trottel mit Helm und Schwert, übertrieb Herr L. mehr als ausgiebig«. Und: »Herr L. war so diskret, wie es der Galomir erlaubt«. Man brachte ihm zwei andere Zeitungen. Da las er: »Anders mimte Herr L. den Galomir. Er faßte ihn als das vielgesuchte Zwischenglied auf: zu vierfüßig für einen Menschen und zu idiotisch für einen Affen. Er schwelgte in einer übermäßig breit gedehnten seriös—naturalistischen Soloszene, in Tierlauten und Grimassen wildester Sorte, und war von einer humoristischen Grauslichkeit, die sich weit vom Stil des klassischen Verlustspiels entfernte«. Und: »Eine schwere Aufgabe war Herrn L. zugefallen, dessen blöder Galomir dank kluger Mäßigung nicht nur erträglich, sondern fast sympathisch wurde« ... Wie der Schauspieler, der sich von der Kritik tatsächlich beeinflussen ließ, den Galomir das zweite Mal gespielt hat, hat man nicht erfahren, weil zur zweiten Vorstellung von »Weh dem, der lügt« (einer muß es getan haben) keine Referatsitze ausgeschickt wurden. Vielfach verlautet aber, daß das bekannte Gedicht »Finster wars, der Mond schien helle« auf den Einfluß zurückzuführen ist, den die Wiener Nachtredakteure auf den Mond ausüben.

* * *

»Wer lacht heute noch darüber«, rief eine Frauenrechtlerin in der 'Neuen Freien Presse', »wenn er hört, die Dame studiert Medizin und jene Philosophie?« Ich!



Gegen den Mädchenhandel

Von Karl Kraus

In Wien versammelte sich die internationale Konferenz zur Bekämpfung des Mädchenhandels. Nach dem Empfangsabend im Hotel Bristol — dieses Haus hat schon besseren Zwecken gedient — schrieb eine Zeitung. »In den nächtlichen Straßen trafen die Delegierten genügend Studienmaterial, freche Gemeinheit und verkümmertes Elend, das vom Laster ein armseliges Dasein fristet«. Das ist fast eine Indiskretion. Die Privatangelegenheiten der Herren Kongreßteilnehmer gehen keinen Menschen etwas an. Uns hat nur die öffentliche Tätigkeit der Herren zu beschäftigen. Es sind, hieß es, »bekannte Streiter in dem Kampfe gegen das schmachvolle Gewerbe, das sich zur Nachtzeit in den Straßen breitmacht oder sich in verschwiegene Winkel des Lasters zurückzieht«. Ob die Herren, die ja nach Wien als Fremde kamen, dergleichen taten oder sich mit einer oberflächlichen Musterung des Studienmaterials begnügten, das darf uns hier nicht bekümmern. Nur ihre Kongreßtätigkeit ist von Belang. In den nächtlichen Straßen und in den verschwiegenen Winkeln wird das Laster mit den Geheimräten, Asketen und Statistikern schon allein fertig. Wichtig ist nur, daß es sich am grünen Tisch beschmutzen lassen muß

und heutzutage gegen die Übergriffe der Sittlichkeit wehrlos ist. So weit haben wir es glücklich gebracht. Es traut sich ja schon keine Kupplerin mehr, der Liga zur Bekämpfung des Mädchenhandels beizutreten. Was ist die Folge? Daß sich dort die Betschwestern und Blaustrümpfe breit machen. Nun ist es der Natur ja herzlich gleichgültig, in welche sozialen Formen sich der geschreckte Sexualtrieb flüchtet. Schon manche verhinderte Schnepfe hat als Frauenrechtlerin zum Kreuzzug gegen die Prostitution gepredigt. Und man sollte doch nachgerade daran gewöhnt sein, die Tendenzen, die in einem Frauengehirn reifen, in keinem Falle unabhängig vom übrigen Körper zu betrachten. Eine Betätigung müssen die Weiber haben, und wenn sie sich der Abschaffung der Prostitution hingeben, so ist es noch die vernünftigste, weil sie dabei mit der Hauptsache in Beziehung bleiben. In der unerschrockenen Vorkämpferin, die dem Laster in seine verschwiegene Winkel nachgeht, ist hinter der Form noch die Materialechtheit erkennbar. Solcher Sozialpolitik ließe sich mit einer Umarmung beikommen. Es dreht sich doch um den Brand, auch wenn die Weiber nicht mehr brennen, sondern löschen wollen. Wie anders die Männer, die gegen die Unsittlichkeit rüsten! Sie sind keineswegs durch Geilheit zu entschuldigen; denn die Geilheit des Mannes ist kein kulturschöpferischer Faktor. Sie ist uninteressant, ob sie sich nun in draufgängerischer Tatkraft oder in eifernder Zurückhaltung auslebt. Nur Torheit kann die beschämenden Exzesse erklären, zu denen sich die Führer der Sittlichkeitsbewegung am helllichten Tag zusammenfinden und die uns gewiß nicht weniger belästigen, als die öffentliche Schaustellung der Dinge, um deren Unterdrückung es jenen zu tun ist. Der Mädchenhandel mag, wie jede andere soziale Einrichtung, seine Auswüchse haben; ihn einen Auswuchs nennen, bedeutet nichts anderes als den Zuckerhandel verbieten zu wollen, weil das Zuckerkartell korrupt ist. Ob das Geschäft, dessen Ware die Menschen weniger als irgendeine andere entbehren können, es an Reellität nicht mit jedem bürgerlichen Betrieb aufnehmen kann, mag zweifelhaft bleiben. Sicher ist, daß es sich neben den idealen Angelegenheiten dieser Gesellschaft sehen lassen kann. Freilich, das Schicksal jener Ärmsten, die aus der Karriere einer Phosphorarbeiterin gerissen und in ein Freudenhaus geschleppt wurden, ist fürchterlich. Aber verdient das Schicksal der Mädchen, die aus den heißen Träumen ihres jungen Lebens geweckt, zum Altar geschleift und einem schweißfüßigen Vertreter erster Firmen auf die Reise mitgegeben werden, nicht auch seine Träne? Ist der Mädchenhandel, bei dem Priester und Rabbiner helfen, nicht seinen Kongreß wert?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Iaboda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3.

Aufruf

betr. Veröffentlichung Liliencronscher Briefe

Im Einverständnis mit Frau Baronin Liliencron mache ich als testamentarisch eingesetzter Verwalter des literarischen Nachlasses von Friedrich Detlev v. Liliencron darauf aufmerksam, daß *niemand* außer der Baronin und mir das Recht hat, irgend welche Manuskripte des Dichters zu veröffentlichen. Dies gilt insbesondere *auch für seine Briefe*, selbst für die kleinste Postkarte. Da sie nach Form wie Inhalt ästhetischen oder literarhistorischen Wert haben, also den sogenannten Schriftwerk—Charakter aufweisen, sind sie der neueren Rechtssprechung zufolge *urheberrechtlich geschützt*; lediglich die Witwe des Dichters hat als seine Gesamt—Erbin die Befugnis zur öffentlichen Verwertung. Auch aus Gründen des sogenannten *Persönlichkeitsrechtes* hat einzig sie darüber zu entscheiden, inwieweit sich solche ursprünglich privaten, bloß für den Empfänger bestimmten Schriftstücke jetzt vielleicht für die Öffentlichkeit eignen, gleichviel ob ganz oder teilweise, ob urheberrechtlich geschützt oder nicht. Ich ersuche also alle Besitzer von Briefen oder sonstigen ungedruckten Manuskripten Liliencrons, sich wegen der Erlaubnis zur Veröffentlichung — auch wenn es sich nur um Bruchstücke handelt — entweder an die Baronin (Adresse: Alt—Rahlstedt bei Hamburg) oder an mich (Blankenese bei Hamburg) zu wenden. *Jede unerlaubte Verwertung verbiete ich im Namen der Erbin*; dies umso strenger, als der Dichter selber einen Abscheu vor der wahllosen Auskramung intimer Korrespondenzen hatte. Literarisch oder journalistisch achtbaren Wünschen werden wir selbstverständlich so sehr wie möglich entgegenkommen. Ganz besonders aber bitte ich auch solche Briefbesitzer, die *nicht* mit der Absicht einer Veröffentlichung *auf eigne Hand* umgehen, sich unverzüglich mit uns in Verbindung zu setzen. Denn wir bereiten eine Ausgabe Liliencronscher Briefe *in der vom Dichter gewünschten Weise* vor; und ich leiste Sicherheit für jegliches Material, das man uns zur Prüfung der Verwendbarkeit einreichen will.

Richard Dehmel